Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Der Oldenburgische Volksfreund

Oldenburg

No. 43, 28. Mai 1851

urn:nbn:de:gbv:45:1-4866

Visual Library

№ 43. Mittwoch, Mai 28. 1851.

Der Oldenburgische Volksfreund.

Mittheilungen aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Dritter Jahrgang.

Erscheint wöchentlich zweimal, am Mittwoch und Sonnabend, jedesmal einen halben Bogen stark. — Preis für das Quartal 18 Grote durch die Post bezogen 24 Grote Courant. — Bestellungen werden von allen Postämtern, so wie von der Verlagshandlung angenommen.

Unsere Volksschulen.

Mit dem Verfasser in № 42 dieser Blätter bin ich darin einverstanden, daß die Wichtigkeit der höhern Bürgerschule nicht genug anerkannt werden kann, da auf derselben 62 Söhne hiesiger Bürger unterrichtet werden, und da man ohne Uebertreibung annehmen kann, daß für jeden auswärtigen Schüler dieser Schule hier jährlich 200 Thaler verausgabt werden, die doch allein den Bürgern zu Gute kommen.

Nur darin weiche ich von dem Verfasser jenes Aufsatzes ab, daß ich die Beibehaltung der Stadtschule, als Mittelschule, neben der höhern Bürgerschule, erforderlich erachte.

Hier meine Gründe:

Es ist allerdings eine schöne Sache um die menschliche Ausbildung. Wahr mag der Satz sein: Keiner kann zu viel lernen. Aber dennoch glaube ich, daß die höhere Bürgerschule für alle unsere Bürgersöhne nicht paßt.

Ich glaube den Verhältnissen vieler unserer Bürgersöhne angemessener ist ein Unterricht, der die für ihre Verhältnisse passende Resultate der mathematischen und naturhistorischen Wissenschaften nebst Zeichnen neben den gewöhnlichen Lehrgegenständen ertheilt, und der mit dem fünfzehnten Lebensjahre des Schülers schließt.

Die höhere Bürgerschule geht weiter; sie schließt den Unterricht in der ersten Classe meistentheils für Knaben im 17. und 18. Lebensjahre. So lange können die Söhne der meisten Bürger die Schule nicht besuchen, deshalb würde bei den meisten doch eine Halbheit im Unterricht entstehen, wenn sie die höhere Bürgerschule besuchen, da sie im 15. Lebensjahre fast alle die Schule werden verlassen müssen.

Wollte man nun die höhere Bürgerschule so einrichten, daß diesem Uebelstande gewehrt würde, und daß sie mundgerecht für die meisten Bürgersöhne würde, dann würde diese Schule eben das werden, was eine gute Mittelschule leisten muß. Wir würden eine höhere Schule verlieren und, wie ich glaube, uns verschlimmern. Wir würden dann nicht allein diejenigen Bürgersöhne, die einen weitern Unterricht zu ihrer Vorbildung bedürfen, auf andere Schulen schicken müssen, sondern auch der Zuzug an Schülern vom Lande würde wegbleiben, und so auch der hieraus für die Bürger entstehende Nutzen merklich verkleinert, wenn nicht ganz aufgehoben werden.

Aber abgesehen auch hiervon, hat leider der Geldbeutel in Schulsachen eine wichtige Sprache mit zu führen. Jetzt schon wird manchen Bürgern es schwer, das für die Stadtschule jährlich 4 Thaler betragende Schulgeld zu bezahlen. Es wird aber gezahlt, weil man die Söhne lieber in der Stadtschule als in der Freischule weiß.

Würde nun das Schulgeld auf 8 Thaler in der höhern Bürgerschule gesetzt, und die Stadtschule aufgehoben, so würde die wahrscheinliche Folge davon sein, daß von den 200 Schülern der Stadtschule etwa 100 in die höhere Bürgerschule übergehen würden. Hinsichtlich dieser Schüler würde es zweifelhaft bleiben, ob sie in der höhern Bürgerschule einen ihren Verhältnissen angemessenen Unterricht erhalten. Die übrigen 100 Schüler der Stadtschule dagegen würden in die Volksschule übergehen, theils weil ihre Väter das Schulgeld von 8 Thalern nicht bezahlen wollen, theils weil sie dieses Schulgeld nicht bezahlen können. Da nun der Unterricht in den Volksschulen auf das Nothwendigste beschränkt sein wird, so würden diese Schüler

Landesbibliothek Oldenburg

einen für ihre Verhältnisse genügenden Unterricht nicht erhalten, denn etwas mehr, als die Volksschule giebt, muß doch der in das Handwerk tretende Bürgersohn an Unterricht wohl erhalten!

Dann kömmt noch hinzu, daß die Stadtschule von 200 Schülern besucht wird. Die Bürger erklären hierdurch, daß diese Schule ihrem Zwecke am besten entspricht. Auch das ist mit ein Grund, diese Schule nicht so ohne Weiteres wegzuwischen.

Wollen wir also nicht dem einen Theile unserer Bürgersöhne eine gute und zweckmäßige Schule nehmen, und den Bürgern den pecuniären Vortheil, welchen die höhere Bürgerschule leistet, verkümmern, dann müssen wir die höhere Bürgerschule in ihrem jetzigen Bestande lassen. Wollen wir aber nicht die Ausbildung der übrigen Bürgersöhne zweifelhaft machen, den einen Theil derselben an einen stückweisen und deshalb nicht genügenden Unterricht theilnehmen lassen, den andern Theil aber in eine Schule verweisen, die keinen genügenden Unterricht für dieselben haben kann, dann müssen wir die Stadtschule, als Mittelschule, gleichfalls bestehen lassen.

Aber weiter ausgebildet muß die Stadtschule werden. Seit 1842, in welchem Jahre die jetzige Schuleinrichtung getroffen ist, sind in beiden Abtheilungen der Stadtschule 60 Schüler und 60 Schülerinnen hinzugekommen. Es fehlt daher an Platz. Auch ist die Schülerzahl in den einzelnen Classen zu groß.

Hier kann nun am einfachsten geholfen werden, wenn zu beiden Abtheilungen der Stadtschule eine Vorschule von 3 Classen errichtet wird. In diese Vorschule würden Knaben und Mädchen im sechsten Lebensjahre aufzunehmen sein und bis zum zurückgelegten neunten Lebensjahre bleiben. Aus der obern Classe dieser Vorschule würden dann die Knaben in die Stadtknabenschule, und die Mädchen in die Stadtmädchenschule übergehen.

Der wahrscheinliche Erfolg dieser Vorschule würde sein, daß in jeder Classe der Vorschule 52 Schüler und in jeder Classe der beiden Stadtschulen 36 Schüler sein würden. Dann sind die obern Classen dieser Schulen nicht mehr überfüllt. Der Lehrer ist im Stande, einen fruchtbringenden Unterricht für alle Schüler zu ertheilen. Auch kann dann der Unterricht in den obern Classen beider Stadtschulen so weit erweitert werden, als man es im Interesse der Schüler erforderlich erachtet.

Wird dann das Schulgeld nicht erhöht, dann wird es an Schülern dieser Schule nicht fehlen. Es werden nicht allein die meisten Bürger ihre Kinder in diese Schule schicken, sondern auch aus der Umgegend der Stadt werden Kinder diese Schule besuchen, sobald es den Eltern derselben freisteht, ihre Kinder in die Schule zu schicken, die sie für dieselben für die geeignetste ansehen. —z.

„Faule Fische"!

Herr Redacteur!

In № 39 Ihres geschätzten Blattes habe ich Ihren Lesern die „öffentliche Aufforderung" unseres Schauspieler-Personals mitgetheilt, lediglich in der Absicht, zur Enthüllung des schmählichen Verfahrens der hiesigen Winkelkritik auch mein Scherflein beizutragen, bis gewichtigere Stimmen sich erheben würden, diesem, Anstand, Sitte und Bildung hohnsprechenden Treiben eines Unberufenen endlich Einhalt zu thun. Wie ich voraussetzte, fand meine einfache Darlegung von Thatsachen in № 40 des „Beobachters" eine grimmige Entgegnung, die mich — sehr erwünscht — allen fernern Auseinandersetzungen — ein für alle mal überhebt.

Wie jener dumme Vogel, der seinen Kopf in den Sand wühlt und meint, nun sähe man ihn nicht: verhüllt sich der Verfasser jenes Dings in das vermeintliche Geheimniß seiner Anonymität, ohne in der Hitze dieses fruchtlosen Bemühens zu bemerken, daß noch gerade genug von seinem Gefieder hervorguckt, den saubern Vogel auf den ersten Blick zu erkennen. Wie, in aller Welt, konnte der Herr Beobachter — z. B. nur — durch die täppische Anführung jenes famosen Schmähartikels in der „Leipziger Theater-Chronik": „auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil" so unbesonnen (freilich! verbissener Ingrimm wüthet selbst gegen sein eigenes Fleisch und Blut) zur Vergleichung mit seiner eignen, unverkennbaren Schreib- und Denkweise auffordern! Giebt es etwas Aehnliches in Schülerhaftigkeit des Stils, Gemeinheit des Geistes und des Ausdrucks als die vorliegenden Artikel des „Beobachters" und des „Correspondenten der L. Th.-Chr." für Oldenburg?

Warum ferner dieser maaßlose Eifer, diese verzweifelten Versuche, den Verdacht von sich ab auf Andere zu wälzen, wenn er sich nicht schämte — — — doch nein — diese Tugend der Publicisten seiner Sorte besitzt er in hohem Grade: der „Beobachter" schämt sich nie. — Aber wissen Sie, Herr Beobachter, wie man das Drehen und Winden, sich

Landesbibliothek Oldenburg

weiß zu brennen, im Alltagsleben nennt? Ihr anziehendes Bild vom Fischmarkt leiht mir selbst den Ausdruck: „Faule Fische," Hr. Beobachter, „Faule Fische!! —

Im Uebrigen ist natürlich der Verfasser — dies Ihnen geneigten Lesern zur gefälligen Notiz — die auferlegte Beweisführung noch immer schuldig geblieben. Neue schmähende Verdächtigungen sind eben keine Beweise und das alte Manöver: seine stumpfen Waffen im Einzelkampfe gegen Personen zu kehren, wenn ihm die Kraft ausgeht, mit der Sache zu kämpfen, ist doch eben gar zu feig und — abgenutzt! Er hüte sich übrigens, daß auch wir nicht einmal Namen nennen: der eingebildete Nimbus seiner Schriftstellerglorie möchte sonst schnell ein jämmerliches Ende nehmen.

Schließlich noch, Hr. Redacteur, die Versicherung, daß meine hohe Achtung für Sie, wie für die Leser Ihres geschätzten Blattes mir jedes Wort der Erwiderung auf die Angriffe des „Beobachters" gegen meine Person, sowohl jetzt als ferner schlechterdings verbieten wird. Ich halte es selbst nicht der Mühe werth, den offenbaren Ehrenbeleidiger gerichtlich zu incommodiren. Ich gebe mich auch ferner seinem blinden Wüthen völlig Preis; weiß ich doch, daß die öffentliche Meinung in der Ueberzeugung mit mir einstimmt.

Ihr ergebenster

—n—

Noch einmal der christliche Eid.

Daß die Eidesformel: „So wahr mir Gott helfe und sein heil. Wort," weder allenthalben noch zu allen Zeiten gebräuchlich war, muß Jeder wissen, der sich im Geringsten um die Sache bekümmert hat; das ist auch mehr als einmal in dem Aufsatz № 37 des Volksfreundes selbst erwähnt und zugestanden worden. Daß aber deshalb diese Formel jetzt auch ohne Schaden wieder abgekürzt und auf die Worte: „So wahr mir Gott helfe" beschränkt werden könne, folgt daraus noch nicht mit gleicher Sicherheit und Strenge. Mit demselben Rechte möchte man sonst das ganze Bekenntniß nicht nur der luth. Kirche, sondern auch das aller Kirchen, ja das apostolische Bekenntniß selber sammt dem Neuen Test. wieder fahren lassen, weil es einmal eine Zeit gab, wo die Christenheit dies Alles weder hatte noch bedurfte; so daß man auch hiebei den, der sich das apostol. Bekenntniß und die Augustana nicht will nehmen lassen, fragen könnte: „Willst du denn lutherischer sein, als Luther, da er in Worms war; christlicher als die Apostel auf dem ersten Pfingstfest? Diese hatten nicht, was du jetzt forderst; woher soll denn nun Gefahr entstehen, wenn es wieder wird, wie damals?" — Darauf dient zur Antwort: Dieses Alles war nur scheinbar nicht vorhanden, vielmehr lag es, wenn auch unentwickelt, oft in einer That, in einem Worte, wie im Kerne schon der Baum liegt. Aber nun den Baum zu fällen, weil man dächte, daß er immer noch im Kerne liege, wäre Thorheit. — So ists auch mit unserm Eide: wo man in der Christenheit nie anders schwor, als mit den Worten: „So wahr mir Gott helfe," da liegt allerdings in dieser Formel, wenn auch unausgesprochen und verborgen, Alles, was bei uns jetzt seit Jahrhunderten vielleicht entfaltet und entwickelt dasteht; wo man aber schon die Formel mit dem Zusatze hatte: „So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort," da ist es anders. Wollten wir da das zweite Glied abschneiden, so könnten wir offenbar um so weniger noch glauben, Alles zu besitzen, was wir hatten, als wir ohne Zweifel darin nur der Gleichgültigkeit und Religionsmengerei einen Dienst thun würden. Wer da weiß, wie einerseits in Frankfurt, andrerseits am Kirchentage zu Stuttgart dieser Punkt betrachtet und behandelt wurde, wird gewiß nicht glauben, daß es sich um bloße Worte handle. Eine Nothwendigkeit, in jedem Eidschwur auch das christliche Bekenntniß auszusprechen, mag sich vielleicht nicht erweisen lassen, aber wo es einmal da war, es zu unterdrücken, ist Verleugnung. Das ist nicht die Meinung eines Mannes, wie etwa Hengstenberg's (dessen Worte zu gebrauchen ich mich niemals schämen werde), sondern das ist auch die Meinung des gewiß nicht fanatischen Prof. Dr. Jul. Müller (in der Zeitschrift für deutsche Theologie 1850), ja zum Mindesten die Meinung der Majorität auf dem letzten deutschen Kirchentage gewesen.

Was übrigens das Verfahren des Oberkirchenraths hinsichtlich der Eidesformel bei der Ordination betrifft, so wird aus guter Quelle versichert, daß derselbe keine Bestimmung des frühern Kirchen-Regiments vorfand, die zu einer Verkürzung der christl. Eidesformel verpflichten konnte, und daß also die Berufung auf Art. 123. des K.-V.-G. nur zum Nachtheil der vertheidigten Sache ausfällt. Vielmehr ist unser kirchlicher Ordinations-Eid, wie er an dem schon früher angeführten Orte vorgeschrieben ist, in der fraglichen

Landesbibliothek Oldenburg

Beziehung völlig derselbe geblieben, und eine Kirche, die noch außerdem vom Staate unabhängig sein will, hatte um so weniger Ursache, von der hergebrachten Ordnung abzugehen, als sogar dieser die alte Form neben der neuen zuläßt. Vielleicht könnte sie daher die vorgeschriebenen Eidespredigten benutzen, hierauf aufmerksam zu machen, und zum dankbaren Gebrauche der vom Staat gestatteten christlich-kirchlichen Formel aufzufordern.

C. Ramsauer, Cand. theol.

Auszüge aus dem so eben erschienenen 5. Bande des geistreichen Vehse'schen Werks: Geschichte des Preußischen Hofs.

Friedrich Wilhelm III., der Sohn Friedrich Wilhelm's II., geb. 1770 den 3. August, bestieg mit siebenundzwanzig Jahren den preußischen Thron und behauptete denselben in dem merkwürdigsten Wechsel des Glücks und Unglücks dreiundvierzig Jahre. Im gleichen Alter ungefähr, wie einst sein Großoheim, Friedrich der Große kam er zur Regierung und wenige Monate vor dem Tode seines Vaters hatte er die im Sinne Friedrich's gedachten Worte dem Erbprinzen von Anhalt-Dessau gesagt: „Ich werde meine Pflicht erfüllen." Dieser Versicherung ist Friedrich Wilhelm III. bis zum Tode treu geblieben. Er war ein redlicher, einfacher, gewissenhafter Mann: redlich, einfach und gewissenhaft war seine Regierung.

Seine Erziehung leiteten in den ersten Jugendjahren der Geheime Rath Benisch, ein Breslauer, und der nachmalige General v. Backhoff.

„Friedrich Wilhelm III.," sagen die vertrauten Briefe, „hatte die schlechteste Erziehung, so über alle Maßen schlecht, wie sie nur ein Kronprinz haben kann. Der Vater kümmerte sich mehr um seine unehelichen, als um die ehelichen Kinder. Sie waren der Mutter überlassen. Diese, stets mit ihren Finanzen brouillirt, sah sie oft Tage lang nicht; sie waren daher sich selbst, ihrer Bedienung und einem Misanthropen, ihrem Hofmeister Benisch übergeben, der gewöhnlich an Krämpfen im Unterleibe litt. Wenn die Prinzen oft etwas lebhaft wurden, so schrie Herr Benisch gleich: „Mein Gott, welch ein Lärm! ich bin ein Kind des Todes! was bin ich unglücklich und geplagt, wäre ich nie geboren" und dergleichen.

„Der Kronprinz war nicht ohne Anlagen und er äußerte schon in seiner frühen Kindheit Character, welches selbst Friedrich bemerkte. Was aber das Schätzbarste an ihm war, wodurch ihn die Natur auszeichnete, war sein herrliches Gemüth. Er konnte Niemand leiden sehen, er konnte Niemand beleidigen, alles in ihm war Bescheidenheit und Resignation, nicht der kleinste Anstrich von Bosheit, Rache, Neid, Hochmuth und Arroganz war ihm zu Theil geworden."

„Auf einen solchen Character mußte eine so zweckwidrige Erziehung die unglücklichsten Eindrücke machen und die traurigsten Erfolge hervorbringen. Der Prinz wurde in sich gekehrt, verschlossen, menschenscheu und verlegen in der Gesellschaft; er erhielt kein Vertrauen zu sich selbst."

Friedrich Wilhelm III. war, als sein großer Großoheim starb, 1786, sechzehn Jahre alt. In diesem Jahre gaben ihm Wöllner und Bischofswerder zum Gouverneur „einen Erweckten," den General Grafen Carl Brühl, den zweiten Sohn des berüchtigten sächsischen Premiers, einen feinen Hofmann, der im siebenjährigen Krieg als Adjutant des Duc de Broglie gedient, dann in Warschau ein Cavallerie-Regiment erhalten und bei wiederholtem Aufenthalt in Petersburg die Gunst Kaiser Paul's erhalten hatte.

„Wie der Kronprinz," berichten die vertrauten Briefe, „in Brühl's Hände kam, da war nichts mehr gut zu machen: er war und blieb verschlossen, ohne Selbstvertrauen, daher verlegen und blöde, wo er öffentlich auftrat; alle Repräsentation war ihm zum Ekel, alle feierlichen Akte in seiner ihm zugetheilten Rolle waren ihm zuwider. Er war am liebsten für sich allein und unter seinen Bekannten."

„Er mußte eine Zeitlang den Feldzug am Rhein und in Polen mitmachen, ja selbst die Belagerung von Landau commandiren. In diesen Feldzügen sah er nur unglückliche Erfolge. Von Landau zog er sich zurück, aus Polen mußte er fliehen und seine Ansichten des Kriegs gaben ihm nicht die geringsten Aufmunterungen, einst den Eroberer zu spielen. Er zeigte aber eine große Unerschrockenheit, die allen Prinzen aus dem Hause Hohenzollern eigen ist."

Kirchennachricht.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Himmelfahrtstage, den 29. Mai:

Vorm. (Anf. 8 Uhr.) Herr Hülfs-Pred. Gramberg.
Vorm. (Anf. 10 Uhr) Herr Hofprediger Wallroth.
Bibelstunde (Anf. 3 Uhr) Herr Pastor Gröning.

Beichthandlung: Sonnabend den 31. Mai Vorm. 11 Uhr: Herr Kirchenrath Claußen.

Redaktion, Schnellpressendruck und Verlag der Schulzeschen Buchhandlung.

Landesbibliothek Oldenburg

№ 44. Sonnabend, Mai 31. 1851.

Der Oldenburgische Volksfreund.

Mittheilungen aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens.

Dritter Jahrgang.

Erscheint wöchentlich zweimal, am Mittwoch und Sonnabend, jedesmal einen halben Bogen stark. — Preis für das Quartal 18 Grote durch die Post bezogen 24 Grote Courant. — Bestellungen werden von allen Postämtern, so wie von der Verlagshandlung angenommen.

Die schleswig-holsteinischen Offiziere in Hamburg.

Einiges aus Holstein. Ende April.

Wenn man gleich nach der Auflösung der schleswig-holsteinischen Armee nach Hamburg kam, so sah man daselbst mehr als die Hälfte der Offiziere dieser Armee sich in den Wirthshäusern, im Theater, auf den Promenaden, in den Austernkellern und Kaffeehäusern herumbewegen. Man fragte erstaunt, was denken die Regierungen, was aus diesen Männern werden soll? Man mußte denen Recht geben, die meinten, entweder hätten sie standrechtlich behandelt werden müssen, oder man hätte ihnen eine mäßige Pension geben müssen für zeitlebens! Dies Mittelsverfahren kann nur aller Ruhe feindselige Elemente erzeugen und wenn es auch gerade nicht zu fürchten steht, daß sie bedeutenden Schaden thun werden, so ist es doch immer traurig um die Kräfte, die so in falsche Bahnen getrieben werden!

Fürs erste hatten die Officiere allerdings zu leben! Wer aber genießt mit Ruhe und Appetit seine Henkersmahlzeit? Man sah den Offizieren ihre Gemüthsstimmungen leicht an, zu der bei einem großen Theil der Schmerz um die verlorne Sache, der sie gedient, nun die gekränkte Ehre des Vaterlandes kam. In abgeschabten Uniformen oder in den verschiedenartigsten Civilkleidern traf man Stabsoffiziere, Hauptleute und Lieutenants überall sich einander tröstend oder aufregend, je nach ihrer Disposition. Vielerlei Gründe waren es, welche die Offiziere nach Hamburg getrieben; manche hatten Anerbietungen von frei Logis und gastfreier Aufnahme dorther erhalten; andere hatten Engagement für Brasilien oder suchten solches; ein großer Theil wollte in den Vergnügungen der großen Handelsstadt ihre Sorgen und Verzweiflung begraben. Denn wenige Offiziere sind fähig, ihren angestammten Lebensansichten Lebewohl zu sagen und wie jener Sattlerjunge aus Preetz, der sich zum Artillerieoffizier emporgearbeitet, nach seiner Verabschiedung wieder Sattlerjunge zu werden!

Sehr schnell aber nahm die Zahl der Offiziere ab. Ende April war die brasilianische Garde, 6 Compagnien und 2 Batterien, abgegangen. Die Offiziere dieser Garde, alle früher in der schleswig-holsteinischen Armee, lebten unter den glänzendsten Umständen, alle warnenden Artikel der Zeitungen damals widerlegend. — Eine Anzahl Offiziere hatte sich doch gezwungen gesehen, die früher verlassene Bahn zu betreten; der Bart verschwand, der Degen ward um einen Spottpreis verkauft; vor den Trödelbuden in Hamburg hingen Röcke, Hosen, Paletots — freilich zerrissen und abgenutzt, aber für patriotisch gesinnte Männer vielleicht ein Gegenstand des Ankaufs, zum Andenken an den dritten Akt des schleswig-holst. Drama's. — Die Offiziere, die früher studirt hatten, eilten wieder zur Universität — die, welche in Tuch und Colonialwaaren oder Wein gemacht hatten, schwangen wieder die Elle und den Heber.

Einige Offiziere waren von Bremen oder Hamburg aus nach Amerika gegangen, unterstützt von einigen Freunden, dem Glückstädter Damencomitée und andern Leuten, deren Geduld noch nicht erschöpft war; wieder andere Offiziere sahen ein, daß das Leben in den großen Hotels und Vergnügungshäusern mehr fräße, als sie zu füttern hatten und immer mehr herabsteigend, waren sie endlich spurlos verschwunden, vergebens fragten die Freunde nach ihnen.

Es hat sich in Hamburg ein Comitée gebildet.

Landesbibliothek Oldenburg